

(Nachdruck verboten.)

## 7] Der Flurschütz.

Roman von Alfred Vock.

Selbstgefällig setzte Kaspar seine Mütze wieder auf und vermeinte, die Christine springe dedenhoch. Doch hatte er sich stark verrechnet.

„Kaspar,“ sagte sie völlig gelassen, „Du hast geredt so schön wie einer, und der Rakenhannes hat's gut im Sinn, aber es hatt' nix, dann ich nehm' ihn nicht.“

Der Kaspar sprang auf wie von der Tarantel gestochen. „Feuerjo! Dist Du bei Trost? Du in Deiner Kermlichkeit und dadegegen der wohlhabige Mann?“

„Ich nehm' ihn nicht,“ beharrte sie.

Man ließ er alle Minen springen wie ein echter und rechter Feiersmann, es nützte nichts, das Mädchen blieb fest.

Daß Bauer und Magd in die Ehe traten, hatte er eifliche Male in der Dorfschaft erlebt. Dem Dienstoff galt das als großes Glück. Daß der Bauer von der Magd einen Abweis erhielt, sprach allem ländlichen Herkommen Hohn.

Und der Kaspar schwächte sich in die Kut, ohne auf das Mädchen Eindruck zu machen. Wie er mitten im Mandalieren war, kam justement der Flurschütz herein und sagte verdutzt:

„Was geht dann hier vor?“

Christine schwieg, der Feiersmann aber sprach zungenfertig:

„Ich bring' der Christine ein Malter Glück. Der Rakenhannes hält um sie an. Eh red' ich mir die Lunge' aus dem Leib, das Mädchen ist köppisch und will ihn nicht.“

„Wie ist das, Christine?“ fragte der Flurschütz.

Sie sah mit vollem Blick zu ihm auf.

„Ich nehm' den Rakenhannes nicht. Mir geht ja in meinem Dienst nix ab. Wann Ihr mich nicht fortschickt, bleib' ich bei Euch.“

Der Flurschütz wandte sich an den Kaspar.

„No weißt Du's und kamst Deiu Gepappel spar'n.“

Der Feiersmann schlug eine Lache auf.

„Eh geht mir ein Licht auf, Daniel, hab' acht. Die Christine ist gedig, die spijt sich auf Dich!“

Kann, daß dem Hämtischen das Wort entschlüpft, so faßte ihn der Flurschütz unsanft beim Stragen und setzte ihn vor die Thür. —

Christine nahm ihre Arbeit wieder auf, sie zitterte wie Espenlaub. Ihr war's, als müsse die Last herunter, die ihr so schwer auf dem Herzen lag. Ein paar winzige Wörtchen, und es war heraus. Herrgott, nur einmal frei atmen können. Wie wohl wär' einem da, wie leicht! Es hämmerte in ihren Schläfen. Nur ein paar Wörtchen, und es war heraus. Ja, war's denn wirklich schon an der Zeit? Der Jakob trieb sich draußen herum, niemand wußte, wo er verblieben war. Ob er wiederkam, das stand dahin. Und wenn sie dem Flurschütz jetzt alles gestand? Gewiß, er war ein grundguter Mann, aber der Zähjorn steckte in seinem Geblüt. Ja, wenn man so durch einen durchgucken könnte. Er hatte so viel verschlucken müssen. Würde er auch den neuen Schlag verwinden? Vielleicht, daß er verjöhlich war. Vielleicht, daß er sie von sich stieß. Nur ein paar Wörtchen, und alles war hin. —

Jetzt trat der Flurschütz auf sie zu.

„Was der Kaspar, der Farenmacher, Dir anhängen will, das braucht Dich gottseben nicht zu schenier'n. Bis dahin sein ich gut mit Dir ausgekommen. Demacher mag trättschen, wer trättschen will.“

Sie hantierte emsig weiter — und schwieg.

### VII.

„Zehn, Ihr Vent'!“ rief mit schnarrender Stimme der lange Schorsch, der Nachtwächter zu Eschenrod. Darauf tutete er zehnmal in sein Horn. Ein fernes Echo gab die langgezogenen Töne zurück. Alles lag in tiefstem Schlaf, nach harter Arbeit brauchte der Körper Ruhe. —

Zur selbigen Stunde verließ der Flurschütz seine Behausung und trat seinen nächtlichen Rundgang an. Während

der guten Jahreszeit hatte er mindestens einmal in der Woche sein Revier zu begehen, und er befolgte genau seine Instruktion.

Unweit der Kirche kam ihm der lange Schorsch entgegen.

„Daniel, weißt schon?“

„Was?“

„Der Hobach ist aus dem Kästchen kommen.“

„Sind dann dem seine drei Monat' schon um?“

„Freilich.“

„Die Zeit vergeht, man weiß nicht wie.“

„Se sieht gottserbärmlich aus.“

„Ja, das macht die Stockhausluft.“

Der Wächter trat nah' an den Flurschütz heran.

„Was ich sagen wollt', Daniel, nehm' Dich in acht. Der Justus hat's auf Dich gepackt.“

Der Flurschütz faßte den Knotenstock fester und sprach gelassen:

„Ich fürcht' mich nicht.“

Er bot dem langen Schorsch die Zeit und schritt der freien Feldmark zu.

Ueber dem Geiersberg stieg der Mond empor und streute sein Silber auf das Gelände. Rings Blütenschnee und Wohlgeruch. Da atmete man noch einmal so tief und fühlte innerst die Kräftigkeit, die aus Millionen Reimen drang.

Wenn man jung war, sah man nur obenhin, wie schön unser Herrgott die Welt gemacht und dachte, das bleibt dir ewig lang. Ja fehlgeschossen, lieber Kumpen! Jahr um Jahr flog pfeilschnell dahin, und guckte man rechts und links sich um, war schon die halbe Kameradschaft fort. Und was noch am Leben, war mehrenteils mürb. Kurios! Man hatte doch auch was auf dem Buckel und merkte noch nichts von Hinfälligkeit. —

Er redte sich unwillkürlich empor. Er kam halt von einer gesunden Art. Die trockte stämmig Prall und Stoß.

Was konnte am Ende das Quengeln helfen? Man that sein Mannwerk ohne Scheu und war zufrieden mit seinem Brot.

Er hatte sich auch über nichts zu beschweren, seit ihm die Christine die Wirtschaft führte. Die war eine Schanzern, nicht zu beschreiben. In aller Herrgottsfrühe auf den Weinen, schurgette sie bis in die Nacht. 's war eine Freude, ihr zuzugucken. Nur blickte sie manchmal so trübetrostig drein. Ja, ja, das Kind! Sie hatte eben auch ihr Herzgepann. Das war unter den Mäderchen ganz verschieden, die eine nahm so was auf die leichte Achsel, die andre kam nicht darüber hinweg.

Die Stadtkent' wollten was Besseres sein und schämten sich nicht ihrer Schuftigkeit, ein armes Mädchen zu Fall zu bringen und hernach in Kimmernis sitzen zu lassen. Da ging's auf dem Land doch sittiger zu. War ein Bursche über das Schwabenalter hinaus, hatte er wie recht und billig seinen Schatz. „Passierte“ etwas, so hielt man zueinander. Allenfalls wurde die Hochzeit verschoben, bis man im eignen Haus zusammenzog. —

Die Christine hatte halt Unglück gehabt. Darum achtete er sie gewiß nicht gering. Die brauchte sich vor niemand zu verstecken. Dahingehend stach sie gar manche aus und trug sie erst ihren Sonntagstaat, konnte sie sich weitem mit den Frauenbildern messen.

Buhig, daß er dafür noch Augen hatte, wo er doch schon in gefekten Jahren war. Ein Lächeln flog über sein Gesicht. Die Alten wurden mit einemal giferich. Der Rakenhannes voran. Was war dem Hannehambel denn eingefallen? Die Christine hatt' es ihm angethan. Zum Heiraten gehörten freilich zwei. Sie hatte ihn fir ablaufen lassen. Wie mochte wohl ihr Gusto sein? Der Rakenhannes war abgeblüht, aber morgen konnte ein anderer kommen, und eh' man sich umfah, war sie fort.

Er zog die Stirne mächtig kraus. Sie hätte ihm jetzt doch gefehlt. Er hatte sich an sie gewöhnt. Schon wieder ein anderes Gesicht im Haus? O Zimine! Und dann wußte man nicht, wen man bekam. Wenn er ihr monatlich zwei Mark zulegen würde? Jawohl, das konnte gleich geschehen. Aber lag ihr denn wirklich an dem Lohn? Sie hob nur das Stoffgeld für ihr Buhchen ab, das andere, meinte sie, stünd' gut bei ihm. Das war klar, am Geld hing sie nicht. Ja, wer ihre Gedanken austnickeln könnte! Vielleicht war ihr

grad' seine Art kommod. Er schob ihr keinen Niegel vor, sie durfte hinkommen, wo sie wollte, just als ob sie Bäuerin wäre. Und freundlichen Zuspruch hatte sie auch. Das verstand sich am Rand, wenn eins sich so plagte. Obendrein war sie nicht auf den Kopf gefallen, kommt' manchmal reden wie ein Buch. Wann war's dann gewesen? Ja, leht am Sonntag. Er hatte sich einen Schlämmer in den Finger gerannt. Da war sie allein in die Kirche gegangen. Wie sie heimkam, that sie die ganze Predigt erzählen. 's war die Geschichte vom verlorenen Sohn. Der Pfarrer hatte mancherlei zugefegt und seiner Gemeinde ans Herz gelegt. Die Christine hatte kein Wörtchen vergessen, das floß ihr nur so aus dem Mund heraus. Er mußte alsfort an den Jakob denken, dann der war ja auch ein verlornener Sohn, aber keiner wie er in der Bibel stand. Der kam nicht reumütig nach Haus, strunzte lieber als Fittich in der Welt herum. Ob die Christine auf den Jakob hatte anspielen wollen, weil sie alles so hübsch nachsprechen that? Schon möglich, sie war seelengut. Ihm war fell viel auf der Zunge gelegen, er hatte es aber hinuntergeschluckt. Was soll' er dem Mädchen vorkamentiern? Das verschloß man gottseben am besten in sich. Sie kannte den Jakob nur vom Hörensagen, wußt' nicht, wie grundverdorben er war. In dem war alle Predigt verloren. Die Sünde nahm er auf sein Gewissen: Der Bub war bei ihm ausgehen. —

Vom Dorf her drangen abgerissene Klänge, der Wächter hörnte Mitternacht. Der Flurschütz schlug einen Feldweg ein und näherte sich dem Hollerbach. Auf dem Wasser lag ein Rebellstreif, darüber goß der Mond sein Licht. Ein Lüftchen hatte sich aufgemacht und trieb das Eisbergespinnst hin und her. Da formten sich seltsame Gestalten, Altraume und Wächter, ein ganzes Heer. Ja, wer an den Spul noch glauben mochte. Bei Gott! Dort drüben regte sich was. Kein Heingelmännchen, ein leibhaftiger Mensch. —

Mit einem Satz sprang der Flurschütz über den Bach, ging einer schmalen Furche nach und sah den Wolfsacker vor sich liegen.

Ueber den Grenzstein bückte sich ein Mann.

„Wer da?“ rief ihn der Flurschütz an.

„Ich sein's“, gab eine heifere Stimme zurück.

Der Flurschütz war auf Schrittlänge herangekommen.

„Hobach? Du?“

„Ja, ich.“

„Was schaffst Du hier?“

„Kümmert's Dich? Ich denk', ich steh'n auf meinem Grund.“

„Nächts?“

„Jawohl, nächts.“

„Und lawerierst wieder da am Grenzstein herum?“

„Was fällt Dir ein?“

„Hobach, fass' ich Dich noch einmal, kommst Du unter drei Jahr' nicht weg.“

„Ich hab' den Grenzstein nicht angerührt.“

„Ich jag' Dir's in Gutem, Hobach, geh' heim.“

Der Mann machte keine Miene zu gehen.

„Ich bleib! Du hast mir nix zu kommandier'n.“

Jetzt donnerte der Flurschütz ihn an:

„Galgenstrick, gleich gehst Du mit!“

Da zuckte der Justus Hobach zusammen, zog blühschnell etwas aus der Tasche hervor und drang auf sein Gegenüber ein.

Des Flurschützen Adlerblick war ihm gefolgt. Im Nu fauste sein Knotenstock nieder und traf mit Wucht des Gegners Kopf. Ein Messer fiel auf die Ackerfcholle. Der Hobach aber schlug rücklings zu Boden, von seiner Stirn rieselte Blut. —

Fernher rauschte der Hollerbach. Eine Eule flatterte über die Stätte und erhob ihr häßliches Geschrei. Es war so hell wie am lichten Tag.

Der Flurschütz richtete den Betroffenen auf und band ihm sein Schnupstuch um den blutenden Kopf.

Der Justus hatte ihm ans Leben gewollt, er hatte sich bloß seiner Haut gewehrt. So weit war's jetzt mit dem gekommen. Gestern aus dem Stochhaus entlassen, heut' ein wüster Mordgesell. Wie ein Mensch sich sein Leben so verschütten konnte! Er kannte den Hobach von Kindsbeinen an. Der trübte vordem kein Wässerchen, ging still und friedsam seiner Wege. Nun fiel ihm aus Erbschaft der Wolfsacker zu, der lange brach gelegen hatte. Und es passierte, daß er Sonntags seine Gewann beschrütt und vermeinte, ein Streifen sei ihm abgezackert. Herrgott, wer hatte das periert?

Das mußte vor Tag geschehen sein. Daneben lag dem Schmalbach sein Acker. Der schien auf einmal so merkwürdig breit. Schmalbach, Kimmerratt, daß Dich die Pest! Der Schmalbach leugnete alles ab. Die Sache kam ans Feldgericht. Das sprach den Friedrich Schmalbach frei und ließ alsbald einen Marktstein setzen. Der Hobach war selbimal ganz aus dem Häuschen und schlich wie verpißt um den Stein herum. Die Leute sprachen: Der schnappt noch über. Der Grenzstein ging ihm nicht aus dem Kopf. Und er griff wahrhaftig zu Gade und Spaten und verrückte im Dusterlicht den Stein. Dabei hatte der Flurschütz ihn gefaßt und stracks dem Strafgericht überliefert. Drei Monat hatten sie ihn eingesteckt. Drei Monate Gefängnis, das war hart. Unter den „Stochemern“ war er völlig verwildert. Das sah man, wie er zum Messer griff.

Der Flurschütz hob das corpus delicti auf und steckte es behutsam ein.

Der Justus hatte einen Haß auf ihn, weil er der Anger gewesen war. Er hatte gethan, was sein Amt ihm gebot. Da gab's beiseibe kein Verdruscheln. Und wenn's der eigne Bruder war.

Selbimal hatte er freilich seine besonderen Gedanken gehabt. Der Schmalbach war ein durchtriebener Kunde. Dem war eine Büberlei schon zuzutrauen. Nun that das Feldgericht seinen Spruch. Dernaecher hieß es: das Maul gehalten.

Der Hobach wollte sein gutes Recht und hatte sich schrecklich hineingerannt. Der Schmalbach, der Kujon, rieb sich die Hände. Wie's zunging unter dem Menschenvolk! Es war zum Lachen und Klennen zugleich! —

Vor ihm lag der blutrünstige Mann. Da beschlich das Mitleid sacht sein Herz. Der da war gewiß der Schlimmste noch nicht. Die Menschen hatten ihn rabbiat gemacht. Und es liefen ihrer im Dorf herum, die schmucliger waren wie der. Auf dem armen Teufel herumzutrapeln, war Skandal und Niedertracht. Wenn er sich sonst nur wieder aufrappeln that — was die Nacht geschehen war, gelobte der Flurschütz sich, schwieg er tot. —

Der Verwundete stöhnte leise.

„Wie ist's dann?“ fragte der Flurschütz besorgt.

Der Mann war leicht verlegt, aber völlig zerknirscht.

„s hat mir nix gethan“, sprach er dumpf vor sich hin.

Der Flurschütz atmte erleichtert auf.

„Du mußt einen harten Schädel haben. Wann ich einem eins auf den Grind geb', hat's geschelt.“

Der Justus brachte sich mühsam auf die Beine und ächzte:

„Hättst Du mich doch kaput gemacht.“

„O ha!“

„Gud, Daniel, ich sein wie bedäumels gewest. Gest mittag sein ich losgekommen. Drei Monat haben meine Leut' nicht nach mir geguckt! Eß tret' ich ins Haus. Und rührt sich keins. Und mein Frau hat ein Gift auf mich und hat die Kinder verhegt, der Vater wär' zu nix mehr nutz. Da sein ich Dir fort in einer Rut und wollt' vermordessern, was vor mich kam. Daniel, was hab' ich ausgestanden!“

Die helle Verzweiflung sprach aus dem Manne. Da der Flurschütz schwieg, sah er ihn stehentlich an.

„Daniel, ich bitt' Dich, führ mich eß ab. Nur nicht am Tag, wo die Leut ein' neipeln.“

„Wer spricht dann von abführen?“ that der Flurschütz erstaunt. „Ich schäg', Du bist ein freier Mann.“

„Daniel!“ schrie der Hobach auf und suchte zitternd des Flurschützen Hand.

Der aber sagte mit leisem Schüttern:

„Justus, wenn Du sonst nix mehr verkerben willst, von mir aus geschieht Dir gewißlich nix. Was Du fell gethan hast, ist alleweil glatt. Dadrüber hat Dir keins nix mehr vorzutwerfen. Kopf hoch, Justus. Und eß geh heim!“

Der Justus blieb erst wie versteinert stehen, dann wankte er dem Dorfe zu. Der Flurschütz nahm seinen Marsch wieder auf und schritt durch das nächtliche Revier.

### VIII.

Das Jahr, das sich so kläglich angelassen, bescherte den Eschenröbern eine reiche Ernte. Nach der Hitze und Last des Sommers, der alle in Atem gehalten hatte, gönnte sich das Alter Raft, unter dem jungen Volk aber regte sich unbändige Freude, denn das Fest der Kirmes stand vor der Thür. In Erwartung der Lustbarkeit vereinigte die Burschen allabendlich der obligate Soff. Die Mädchen brachten ihre Staatsangelegenheiten in

Ordnung. In den Häusern machte man die Fensterscheiben blank, rieb Tische, Stühle und Bänke ab und bestreute die Fußböden mit weißem Sand. Das Scheuern erstreckte sich sogar auf die Ställe, so daß überall Ordnung und Sauberkeit herrschte. Mächtige Kuchen wurden gebacken und Viktualien herbeigeführt. Selbst die minder Begüterten sorgten für Küche und Keller, um sich bei der Kirme ein Vene zu thun.

So ging die Schanzwoche vorüber. Samstagabend wurde die Kirme angespielt und dem Pfarrer und Bürgermeister ein Ständchen gebracht. Darauf bei Bier und Branntwein ein fröhlich Gelage. Sonntag in aller Frühe strömten die Armen aus den umliegenden Ortschaften herbei und gingen bei den Bauern um. Da thaten sich alle Hände auf. Wo die Freude eine allgemeine war, wollte man keine verschmörzten Gesichter sehen.

Zum Kirchgang ordnete sich der Kirmeszug, Mädchen und Burschen im größten Staat. Die Mädchen trugen ein blaues Nieder und Schnürstöcke, ein Duzend übereinander, mit fingerbreitem Damast gefäumt. Die Burschen erschienen in blauer Jacke, weißen Hosen und langen Stiefeln. Die Tanzmagd hatte eines jeden Hut aufs schönste mit dem Luststrauch geschmückt.

Der Fahnenträger gab das Zeichen zum Aufbruch, die Musik spielte einen kriegerischen Marsch, und vorwärts ging's der Kirche zu.

Erst nachmittags begann der Tanz. Auf der Schleißwiese hinter der Krone war der Kirmesbaum gerichtet. Um diesen wirbelten die Paare. Frauen und alte Jungfern bildeten die Zuschauerenschaft und klatschten wie die vornehmen Damen in der Stadt. Die Männer saßen derweil abseits und vergnügten sich beim Kartenspiel. Bier und Branntwein flossen in Strömen, und des Suchzens war kein Ende.

Gegen Abend nahm jegliche Tanzmagd ihren Tanzburschen mit nach Haus und bewirtete ihn mit einem lukullischen Mahl. Da gab's Becksuppe, steifgekochten Reis mit Rosinen, Krautsalat mit Bratwurst und gestotenes Obst.

Nachdem es vollends dunkel geworden, begaben sich alle in den Saal der Krone, das eigentliche Tanzlokal. Hier empfing sie die Musik mit einem schmetternden Lusch. Burschen und Mädchen schlangen die Arme ineinander und das Tanzvergnügen begann von neuem. Die Saalfenster waren fest verschlossen, über dem Menschenknäuel brütete eine unermeßliche Hitze. Bei dem engen Tanzkreis war an regelrechte „Dreher“ nicht zu denken. Wer es nicht vorzog, auf derselben Stelle zu hocken, und in die trappelnde Menge geriet, der wurde geschoben, gezerrt und gestoßen. Dessen ungeachtet waren alle bei bester Laune, und der reichliche Biergenuß erhöhte die Stimmung. Bald saßen die Burschen die Mädchen kühner, Kopf preßte sich glühend an Kopf. Und das „Pläfir“ währte die Nacht hindurch, bis bei beginnendem Morgen grauen Pärchen um Pärchen von dannen schlich. — —

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines Feuilleton.

**er. Der Weihnachtsbaum.** Es war ein schöner Baum, hoch, voll und rund, ein Prachtexemplar von einem Weihnachtsbaum. Lieschen klatschte in die Hände: „Er reicht bis an die Decke, wenn wir die silberne Spitze aufsehen, schneidet er gerade ab. Mayers werden sich ärgern!“

„Ja, die haben nur 'n kleinen,“ nickte die Mutter. „Vater wollte auch 'n kleinen nehmen, aber nee, man bloß nicht so 'n nuttigen Weihnachtsbaum! Das sieht so nach arme Leute aus! Nu hängen wir noch recht viel Glasfächer ran, dann werden Mayers grün und blau, die wollen immer 'n feinsten Baum haben.“

„Die mit ihre ollen Papierfächer,“ Lieschen lachte höhnisch. „Haste wirklich nur zwei Mark gegeben, Justav?“

„Zwei Mark und keinen Pfennig mehr“, der Bruder war offenbar sehr stolz auf seinen Einkauf: „Aber zu Papan sag' ich: drei Mark, das übrige Geld nehm' ich für die Feiertage!“

„Alter Schwindelmeier,“ die Mutter drohte ihm lachend. „Als ob Du nicht so schon die Taschen vollkriegt! Nee, denn sag man gleich: drei Mark fufzig; ich lahm 'n Fünfgroschenstück auch gebrauchen!“

„Krieg ich nicht auch was ab?“ fragte Lieschen.

„Wenn Du artig bist, 'ne Pfeffernuß mehr; aber fangt nur gleich mit Puzen an. Wenn Papa nach Haus kommt, will er 'n fertigt haben. Hier sind die Leuchter und die Glasfächer!“ Die Mutter ging nach einem Tisch, auf dem allerhand Pakete lagen. „Und da habt Ihr auch 'ne Tüte mit Käse.“

„Käse is gut!“ . . . Lieschen schrie auf. „Dazu mußte doch Keels sagen, Mama.“

„Meinetwegen kannte se ja Käse nennen.“ Die Mutter schob einen der Leuchter in den Mund: „Nimm mal her, Liese, pack' die Glasfächer aus, wir wollen se auf Fäden zieh'n, derweile Justav die Leuchter einwärts.“

„Na, da laß' Du man die Finger von, sonst wird es wieder eine Gedderei.“ Gustav machte sich schon mit den Leuchtern zu schaffen. Er kratzte sich hinter den Ohren: „Na, Kinder, ich sage man . . . das sind ja noch immer die alten Drecks, könnt Ihr denn nicht mal anständige Leuchter kaufen!“

„Papa sagt, se gehen noch.“

„Zawoll, Papa, und er geht auch und drückt sich und ich hab' de Arbeit.“

„Gustav, hab' nicht so'n großen Mund,“ die Mutter nahm eine ernsthafte Miene an.

„Na Plunder . . . ob der Faden durch's Loch geht!“ Sie schob die Welle von neuem in die Silbernuß.

„Du mußt ihn lang fassen,“ sagte Lieschen. „Sieh mal, so.“

„Zawoll, lang fassen, wenn er drin ist, biegt er sich um. Nee, jetzt schmeiß' ich den ganzen Dred beiseite!“ Sie war wütend geworden und warf die Silbernuß auf den Tisch, daß sie sprang.

„Na Mama,“ Lieschen schrie auf, „nee Mama, was machste denn nu? Nu fährste mit'm Elbogen unter die Fäden! All meine Fäden haste verheddert.“

„Is mir ja ganz egal. Wer' mich mit den dämlichen Biefern rumärgern, fällt mir ja gar nicht ein! Macht's Euch alleine! Sie lehnte sich hintenüber und krenzte die Arme über die Brust, fuhr aber schon im nächsten Moment mit Lieschen zusammen auf: „Na, was is denn los?“

Gustav strampelte mit den Beinen, vom linken sprang er auf's rechte, vom rechten wieder auf's linke. Lieschen schrie:

„Er trommelt mit'n Hinterpfoten wie'n Kanudel, wenn's wütend is.“

„Wenn Du noch frech wirst, kriegste eine gelangt.“ Gustav raste: „Ich werde mit den Leuchtern nicht fertig! Dred is ja das, und denn fährt einem der Plunder noch mit seinen Nadeln in die Augen.“ Er gab dem Weihnachtsbaum einen Schubs, daß er schwanke.

„Du schmeißt ihn ja um!“ Die Mutter sprang auf. „Nee, was haste Dich denn? Se sitzen ja schon alle drin bis auf die vier großen unten.“

„Na, das sind auch grade die aller schlimmsten! Himmel Donnerwetter, nein, ich krieg' sie nicht rein! Der Zug hat keine Schrauben!“ Gustav hatte es noch einmal versucht, nun sprang er auf und warf Mutter und Schwester wütende Blicke zu: „Zieh mir mal 'r Bohrer!“

„Was willst haben?“

„'n Bohrer.“

„Ich hab' keinen Bohrer.“

„Schöne Wirtschaft, wo nicht mal 'n Bohrer is!“

„Na, na, Gustav! Man immer sadte; von wegen schöne Wirtschaft! Wir sind doch keine Tischlerwerkstatt.“

„Jeder ordentliche Hausfalk hat 'n Bohrer!“

„Wirft Du ja gerade wissen, dämlicher Bengel. Denkt wohl, weil de Kooftmannslehrling bist.“ Die Mutter war böse; sie ging nach der Thür: „Ich wer's Mädchen zum Portier schicken, ob er uns einen borgen lahm.“

„Laß' man! Sie sitzen schon!“ Gustavs letzter Versuch war gelungen. Er klopfte die Nadeln aus den Ärmeln und sprang auf einen Stuhl. „So, nu hängen wir auf. Liese lahm mir zureichen! Dummkopf, was soll ich denn mit 'nem Apfel für die Krone? Da kommen nur leichte Sachen hin.“

„Zu schimpfen brauchste auch nicht gleich.“ Liese kam in Zorn. „Sol' Dir de Sachen alleine, wenn Du se haben willst.“

„Stille,“ gebot die Mutter. „Ihr macht ja einen Radau um den Weihnachtsbaum, das ist ja ganz und gar doll.“ Sie ging um den Baum herum und hing selbst hier und da ein paar Stücke an: „Laß' doch sein, Mama,“ sagte Gustav, wir machen es schon selber.“

Sie hing trotzdem weiter an, dann machte sie auf einmal ein ärgerliches Gesicht: „Du, Justav, jetzt biste aber doch rinjesfallen! Der Ast ist is eingeschraubt und der und der ja auch und der! Lee, Justav, was lachste denn so dämlich! Das is ja einfach jemein von Dir! Der Baum kost' doch keine zwei Mark, den haste doch für zwölf Jute gehabt! Pui, Justav! Wo ich Dir noch immer de Stange halte, und nu willst' mich auch beschummeln, nu rüd' man wenigstens noch fünf Groschen raus!“

„Papa kommt!“ rief Lieschen.

Draußen auf dem Korridor tönten Schritte. Der Vater trat ein; auf der Schwelle blieb er stehen:

„Na, Kinder, Ihr seid ja schon beinahe fertig, und so'n schönen Baum habt Ihr zurechtgemacht!“

„Ja, nicht wahr, er ist hübsch geworden?“ Die Mutter trat an seine Seite, mit einem langen Blick umfahnte sie die Tanne. In ihr robustes Gesicht kam plötzlich ein sentimentaler Zug. „Jott ja, der Weihnachtsbaum! Und daß man nu noch 'mal drunter zusammen is . . . Jott ja, ich sage, es hat doch was fürchtbar Feierliches, so'n Weihnachtsbaum!“ —

## Theater.

—n. Freie Volksbühne. „Die Medaille“, Komödie von Ludwig Thoma. „Der eingebildete Kranke“, Lustspiel von Molière. — Die Freie Volksbühne hatte am Sonntag ihren „literarischen“ Tag. Ludwig Thomas Einakter „Die Medaille“ ward dem Lustspiel des großen französischen Satirikers vorgezogen.

Von der Wolzogen'schen Aufführung her konnten die Anforderungen, die man an das Stück stellte, keine allzu großen sein. Desto ursprünglicher wirkte das frische, naturreine Spiel, durch welches die Schauspieler der Freien Volksbühne der kleinen Komödie zu einem durchschlagenden Erfolge verhalfen. Die Witze und die Zeichnungen des „Simplicissimus“ hatten Leben angenommen und waren auf die Bühne gegangen. Ein streberischer Bezirkshauptmann, seine verwöhnte Gattin und ein schneidiger Assessor in irgend einem bairischen Krähwinkel wollten sich „populär“ machen. Der Herr Minister wünscht das. Eine Gelegenheit hierfür bietet sich in dem fünfzigjährigen Dienstjubiläum des Amtsdieners. Dem Jubilar zu Ehren veranstaltet der Herr Bezirksbeamte in seinem Hause ein Festessen, zu welchem auch der Landtags-Abgeordnete, ein biederer Metzgermeister, verschiedene Bauern und der Ortslehrer eingeladen werden. Der Bezirkshauptmann will sich eben „populär“ machen; freilich hat er einen kleinen Hintergedanken bei dieser Popularitätsbethätigung. Gegen Ende des Festessens erwartet er nämlich den Herrn Regierungsdirektor, der bei dieser Gelegenheit mit eigenen Augen sehen soll, wie intensiv sich sein oberster Bezirksbeamter um das „Volk“ bemüht. Der Herr Assessor freilich rümpft über diese Popularitätsversuche heimlich, Frau Analie, die Gattin des Bezirkshauptmanns, ziemlich deutlich und allen sichtbar die Nase. Das Festessen nimmt seinen Verlauf. Allerdings nicht so „programmatisch“, wie es sich der Herr Bezirkshauptmann gedacht. Es werden Reden gehalten, der Ortslehrer citirt Sprüche aus der Fibel, schlüpfrige Witze werden gestreift und schließlich kommt es zur regelrechten Kauferei, bei der der Jubilar, obwohl er nur den Streit schlichten will, das meiste abekommt. Gerade in der schönsten Kauferei erscheint der Herr Regierungsdirektor, um mit eigenen Augen den Erfolg der Popularitätsversuche seines Bezirkshauptmanns zu besichtigen.

Der starke Erfolg, den das an Pointen überreiche Stück davontrug, war in erster Linie den Darstellern zu danken. Josef Klein, der den Landtagsabgeordneten und Metzgermeister spielte, ließ an Echtheit nichts zu wünschen übrig; er markierte den altbairischen Typus in seiner Ungeniertheit und in seiner gutmütigen Grobheit vorzüglich. Willy Grünwalds Bezirkshauptmann war gleichfalls eine respektable Leistung, nur etwas zu unbestimmt und zu unsicher. Friedrich Kleinknecht hatte in seiner Rolle als Ortslehrer etwas zu stark aufgetragen; die von ihm dargestellte Figur wirkte mehr als Karikatur, als es im Sinne des Dichters gelegen haben möchte. Lore Zona hatte als Frau Bezirkshauptmann wenig Gelegenheit, sich hervorzuheben; allein auch in diesem Wenigen war ihr Spiel fein abgetönt und wirkungsvoll. Bezirksamtsdiener und Bauern wurden gut dargestellt. Die Kauferei ließ an realistischer Treue nichts zu wünschen übrig.

Molière's Lustspiel „Der eingebildete Kranke“ ist eins von jenen Stücken der Weltliteratur, die immer neu bleiben und niemals ihre lebenswahre Frische einbüßen werden. Die Kunst der Hypochondrie und Qualgeister wird nicht aussterben, und deshalb auch Molière's scharfe Satire auf diese Sonderlinge nichts an ihrer Wirksamkeit verlieren. Das Stück ist reich an lohnenden Rollen. Die beste davon hatte Jenny Groß für sich mit Beschlag belegt. Ihre Toilette war voller Uebermut, Drollerei und Herzlichkeit; ihr Spiel war lebhaft, graziös und natürlich; nur manchmal schlug es ins Karikierte um und ließ Schminke und schauspielerische Routine mehr sehen, als es notwendig war. Franz Schönfeld gab den eingebildeten Kranken, glänzend spielte er gerade nicht, aber man konnte mit seiner Darstellung zufrieden sein. Dasselbe gilt für Grete Meyer, die seine Frau spielte. Genannt sei noch Albert Patry als Bruder des Kranken und Julius Deppe als Dr. Diafoirus; beide spielten vorzüglich.

### Musik.

Das alte musikalische Hausinstrument, das Klavier, bietet für seine Erlernung Schwierigkeiten, die u. a. in der Anordnung der einen Tastenreihe liegen. Am nun der Armee von Klavierpielern ihre Entwicklung zu erleichtern, hat vor nicht ganz zwanzig Jahren Paul von Janó eine Klaviatur von sechs Tastenreihen vorgeführt, auf der vor allem den einander näher verwandten Tönen auch einander näher liegende Tasten entsprächen. Die Bewegung für ein Durchdringen dieses Systems ist nur scheinbar eingeschlagen. Im Stillen wurde namentlich dadurch fortgearbeitet, daß Dr. Vohs an Stelle der je drei Tasten oder „Bädden“ tragenden einfachen Hebel ebensolche Doppelhebel setzte. Darüber hinaus ging Dr. Friedrich Haft, indem er über die Störung wegzukommen suchte, daß die dem Drehpunkt des Hebels näher liegenden Bädden schwerer und leichter niederzudrücken sind. Nach seinem Modell soll jedes Bädden seinen eigenen Hebel haben, so daß für jeden Ton drei Hebel untereinander liegen. Außer jener Störung werden dadurch noch zwei andre Störungen der bisherigen Janó-Klaviatur beseitigt: das Klippen der äußeren (den höchsten und tiefsten Tönen dienenden) Hebel und der Zwang, stets große Massen auf einmal zu bewegen. Der genannte Erfinder verknüpfte diese Verbesserungen in einem nennlich hier bei den „Unabhängigen“ gehaltenen Vortrag. Neben dem eigenen Modell zeigte Dr. Haft unter anderem das allererste Hebelmodell von Janó selber, aus der Paul de Wittschen Instrumentensammlung zu Leipzig stammend. Der Vortragklang aus in ein Bedauern über den falschen Circle, daß für eine Verbreitung der Janó-Klaviatur das Publikum auf die Fabrikanten und die Fabrikanten auf das Publikum warten, sowie in einen

Appell an die Janó-Interessenten, sich zusammenzuschließen. Fräulein Agnes Zeeh demonstrierte nach dem Vortrag die Janó-Klaviatur. In Kürze dürfen wir wohl unsere Ansicht dahin zusammenfassen, daß über den spieltechnischen Wert des Janó-Systems und jener Verbesserungen leicht günstig zu urteilen ist, daß es sich aber sehr fragt, ob wir eine Umwandlung jener Armee der alten Klaviatur in eine Armee der Janó-Klaviatur als erwünscht begrüßen sollen, und ob unter den Problemen des musikalischen Fortschritts gerade dieses vor andren zu bevorzugen sei. Und dies muß gerade von uns bezweifelt werden, die wir fort und fort andre derartige Probleme voranstellen.

Freilich wäre eine ähnlich eingreifende Weiterentwicklung, wie sie hier der technischen Seite der Musik zu teil wird, auch ihrer künstlerischen zu wünschen. Nach Fortschritten in der Musikgattung der Operette seufzen wir schon immer. Jetzt hat ein neues Exemplar dieser Gattung den Eindruck erweckt, daß ein solcher Fortschritt gekommen sei. Victor Holländer, aus einer in Berlin wohl-angesehenen Brüderschar, hat zu Hermanns und Hirschs Operette „Der rote Kojal“ eine Musik geschrieben, der man sofort anmerkt, daß sie an künstlerischem Ernst und Können hoch über der gewöhnlichen Singspielerlei steht. Das ist einmal etwas direkt anders, als die ewig gleiche Melodie der Dugend-Operette mit dem Gitarren- oder Wahgeigenstil. Das heißt komponiert und instrumentiert, harmonisiert und rhythmisiert! Melodie und „Füllung“ der Stimme um die Wette!

Selbst dem Ordinärsten; dem Couplé-Ton, weiß er einigen Anstand abzugewinnen. Und Einzelstücke wie Nr. 13, Duo und Terzett bei einer Entführung, und Nr. 16, Sextett, sind geradezu Meisterstücke. Nun aber das Aber! Das Textbuch hat keinen musikalischen Boden. Die Konstruktion der Handlung ist so sehr in den Dialog verlegt, daß den Gesangstücken im wesentlichen nur das Ornamentale verbleibt, mit all dem Retardierenden, das es in einer Operette zu geben pflegt. Das eigentlich musikalische Ergebnis ist dadurch doch wieder beinahe gleich Null. Und V. Holländer brauchte sich bei dieser Null keineswegs beruhigen. Er hat vor allem durch den Reichtum seiner rhythmischen Abwechslungen gezeigt, daß er auch dramatisch vorwärtsgehen kann. — Die Aufführung dieser Operette am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater war, wenn wir die allerorts wiederkehrenden, typischen Mängel abziehen, im ganzen so wertvoll, daß wir allem Einzelnen am besten durch ein Bravo im ganzen gerecht werden. —

### Humoristisches.

— Schweizer Humor. Ein Fremder zieht einen Appenzeller auf, indem er fragt, ob es wahr sei, daß die neugeborenen Appenzeller sieben Tage lang blind seien wie die Katzen. „Joo, säb scho“, meinte darauf der Appenzeller. „Aber dänn g'siehts o so-n-es Chalb, wie Du eis bischt, dur zwä Bretter durre!“ — Ein immerhöflicher Gemeindepräsident klagte in der Sitzung über die Handverbrüthen und schlug die Anbringung einer Tafel vor, welche das Fechten bei fünf Franken Buße verbiete. „Wenn er aber die söß Franke nid zale cha?“ warf ein Mitglied ein. „So mues so lang mit em Volzeidener gi bettle, bis er die söß Franke binenaud hed.“ —

### Notizen.

— „Lebendige Stunden“, der Einakter-Exklus von Arthur Schnitzler, geht am 4. Januar erstmalig im Deutschen Theater in Scene. —

— Siegfried Nüthling vom Nürnberger Stadt-Theater ist auf mehrere Jahre fürs Schiller-Theater verpflichtet worden. —

— Die Eröffnung des Trianon-Theaters ist nun endgültig auf den 28. d. M. festgesetzt worden. —

— Wolzogen's „Wuntes Theater“ bringt am ersten Weihnachtstag „Die beiden Pierrots“, eine Pantomime von G. v. Levehow, Musik von W. Wendland. Am zweiten Weihnachtstag findet eine Nachmittags-Vorstellung zu halben Preisen statt. —

— „Familie Schierke“, ein neuer Schwan von Gustav Adelburg, wird am 9. Januar zum erstenmal im Hamburger Thalia-Theater aufgeführt werden. —

— „La veine“, ein Lustspiel von Alfred Capus, geht am 26. Dezember im Breslauer Lobe-Theater zur Erstaufführung. —

— Friedrich Dufmehers neues Drama „Der Horn Jehovas“, das das Schicksal eines Petersburger Bankiers behandelt, ist in St. Petersburg konfisciert und für Rußland verboten worden. —

— Eine nachgelassene Operette von Zeller, bearbeitet und musikalisch ergänzt von Johann Brandl, Text von M. West, hatte im Wiener Raimund-Theater, mit Girardi in der Titelrolle, einen lebhaften Erfolg. —

— Preise von 8000 M., 5000 M. und zwei Preise von 3000 M. schreibt die Eisenbahn-Generaldirektion von Elsaß-Lothringen für Entwürfe zu den Hochbauten des neuen Personenbahnhofs in Metz aus. Letzter Einlieferungstermin ist der 11. Mai 1902. —